

Nothwendigkeit

des

Glaubens und der Religion

für

Wissenschaft und Kunst

von

Prof. P. Rupert Kersch.



Notwendigkeit des Glaubens und der Religion für Wissenschaft und Kunst.

Raum hat der Menscheng Geist sich jemals mit größerer Kraftanstrengung auf alle Gebiete des menschlichen Wissens geworfen und mit regerem Eifer alle Künste gepflegt, als in unseren Tagen, wo von allen Seiten die Loosung ergeht „Aufklärung, Fortschritt“. Mit Freuden begrüßen wir dieses wissenschaftliche und künstlerische Streben; denn ohne Zweifel sind es Wissenschaft und Kunst, welche den Menschen am meisten erheben und erst recht zum Menschen machen. Wohl können auch diese edlen Güter zu selbstsüchtigen und gemeinen Zwecken mißbraucht werden; allein Mißbrauch kann den innern Werth einer Sache nicht herabsetzen. Mögen auch beim Einen Eitelkeit und Ruhmbegierde, beim Andern Habsucht und Herrschlust, wieder bei einem Andern Haß gegen die Wahrheit oder ein noch schlechterer Beweggrund die Triebfedern seines wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens sein; immerhin gibt es noch eine große Zahl in Wissenschaft und Kunst ausgezeichneter Männer, deren Streben der reinsten Quelle entspringt, der Liebe nämlich zu allem Wahren, Guten und Schönen, und dem edlen Verlangen, sich selbst und die Menschheit zu beglücken. Diesen Lektorn zollen wir unsere volle Anerkennung für das was sie durch rastloses Ringen für das Glück und Wohl der Menschheit geleistet haben, uns nicht minder freuend über die glücklichen Erfolge, wodurch ihre Mühen und Arbeiten belohnt wurden. Biewohl noch manches Räthsel ungelöst und noch manches Geheimniß unentfesselt ist, muß man doch gestehen, daß die Wissenschaft Großes geleistet hat. Unsem Erdball hat sie gemessen und gewogen und seine Bahn mit mathematischer Genauigkeit bestimmt. Von den schneebedeckten Firnen bis hinunter in die Tiefen des Meeres hat sie alles Lebende und Leblose durchforscht und einem weisen Felbherrn gleich geordnet, vom Gewürme, das auf der Erde kriecht, bis zum Adler, der hoch in den Lüften kreist, vom kleinsten Gräschen auf dem Felde bis zur stolzen Ceder auf dem Libanon, vom unscheinbaren Sandkörnlein bis zum lichtstrahlenden Diamanten. Der Natur lauschte sie ihre Geheimnisse ab und machte sich die Elemente dienstbar. Mit Bewunderung betrachtet der denkende Geist die großartigen Werke, welche die Physik durch Studium und Anwendung der Naturgesetze, der Eigenschaften und Wirkungen des Dampfes, des Magnetismus, der Elektricität und des Lichtes geschaffen hat. Er staunt über den unermüdlchen Eifer, womit der menschliche Organismus bis auf's kleinste Härchchen durchforscht und eine Heilkunde geschaffen wurde, die, wenn möglich, selbst dem Tode seine Beute entreißen würde, noch mehr aber über jene tiefsinnigen Geister, welche selbst die Kräfte der Seele gleichsam gemessen und die Gesetze alles menschlichen Denkens und Handelns genau festgesetzt haben. Nicht minder glänzend als in Naturwissenschaft und Philosophie sind auch die Leistungen in andern Zweigen der Wissenschaft. So hat das vergleichende Sprachstudium gerade in neuerer Zeit einen Aufschwung genommen, der es ermöglichte, aus der Verwandtschaft der Sprachen die Völker nach ihrer Abstammung zu scheiden, ihre ursprünglichen Heimathsitze und die verworrenen Wege ihrer Wanderungen genau zu bezeichnen. Die Geschichtsforscher ließen sich den sauren Schweiß nicht verdrießen, welchen die Entzifferung alter Dokumente und Hieroglyphen, zu denen der Schlüssel schon Jahrtausende verloren war, ihnen auspreßte. Die kostbilligsten Reisen, verbunden mit unzähligen Mühen, Leiden, Entbehrungen und Gefahren, scheuten sie nicht, um durch Untersuchung alter Ruinen neue Entdeckungen zu machen. Und, Dank dieser Opferwilligkeit und Ausdauer, ist es gelungen, den mythischen Schleier zu heben, welcher die meisten alten Völker verhüllte, und sie wie neu erstanden aus dem Grabe mit all ihren Sitten, Gebräuchen und Schicksalen unserm Geiste vorzuführen. Die Mathematik, nicht zufrieden mit dem Planeten, den wir bewohnen, hat mit kühnem Geistesflug sich aufgeschwungen in den unermesslichen Himmelsraum, das gewaltige Sternenheer gezählt, geordnet, gemessen und gewogen und seine Bahnen der Berechnung unterworfen.

So hat die Wissenschaft in allen Zweigen große Errungenschaften gemacht. Und auch die Kunst bestrebt in unsern Tagen mit lobenswerthem Eifer, wenn nicht Neues zu schaffen, doch das Alte zu ehren, nachzuahmen und vervollkommen.

Alein dieses rühmliche Streben, dieser Fortschritt befriedigt unsere Zeit noch nicht. Die Eroberungen auf den geistigen Gebiete sollen kein todttes Kapital, nicht das ausschließliche Besizthum einiger weniger Auserwählten sein, sondern ein Gemeingut Aller werden. Daraus erklärt sich das unermüdlische Streben nach Hebung der niedern und höhern Schulen, sowie der allgemeine Ruf nach Fortschritt. Gewiß wird kein Vernünftiger dieses Ringen und Streben rückwärts verurtheilen, wiewohl es hie und da etwas übertrieben scheinen mag.

Doch Hand in Hand mit dem Streben nach Wissenschaft und Kunst geht vielseitig ein anderes, welches nach unserer Ansicht nicht nur diesen beiden edlen Gütern, sondern überhaupt der gesammten Civilisation und Wohlfahrt der Völker den Untergang droht. Das in unserer Zeit so ungestüm sich kundgebende Haschen nach Emanzipation hat sich auch der Wissenschaft und Kunst bemächtigt. Auch sie wollen sich emanzipiren von Gott und Religion. Vielseitig werden Gott und Religion als Hemmschuh jeder echten wissenschaftlichen Forschung, als tödtlicher Gifthaut jeder künstlerischen Phantasie betrachtet. Manchem wissenschaftlich sehr gebildeten Geiste erscheinen Glauben und Wissen als ganz entgegengesetzte Größen, die sich niemals vereinigen können. Die Wissenschaft ist einer großen Zahl zum Götz geworden, der sie Gott, Glauben und Religion opfern zu müssen glauben. Es gibt sogar Leute, welche meinen, um selbige gelehrter zu sein, je mehr sie Glauben und Religion verachten. „Da glauben unsere blasirten Knaben“, sagt Feuchtersleben,¹⁾ „schon etwas Rechtes zu sein, wenn sie nur weg haben (wissen), daß Glaube und Größe leere Worte und alle Menschen — sie ausgenommen — völlig schlecht und dumm sind.“ Ist denn wirklich der Unglaube, welchen Göthe²⁾ das Eigenthum schwacher, kleingesinnter, zurückstreichender, auf sich beschränkter Menschen nennt, etwas so Großes? Ist er wirklich das Fundament der echten Wissenschaft und Kunst? Sind Glauben, Wissen und Kunst feindliche Gestirne, so daß das eine verschwinden muß, wo die andern ihr Licht entfalten? Lassen wir auf diese Fragen Vernunft und Geschichte antworten.

I. Der Mensch fühlt in sich einen mächtigen Drang nach Wahrheit und sein Geist jagt mit nimmer rastendem Eifer nach dem Edlen und Schönen. Soll und kann dieses angeborene Bedürfnis des menschlichen Geistes befriedigt werden oder wird der Mensch ewig umsonst nach seinen Idealen lechzen? Jedem andern erschaffenen Wesen hat der Allweise jene Eigenschaften und Kräfte verliehen, die es ganz für seine Aufgabe, ohne Beimischung der Erkenntnis, selbe nur halb gebrauchen zu können, mit Lust und Zufriedenheit verwendet. Die Sonne erfreut sich seit ihrem Dasein, zur Genüge ihre leuchtenden und erwärmenden Strahlen versenden zu können; die Pflanze ist vergnügt über ihre Kraft, zu wachsen und sich mit den herrlichsten Farben zu schmücken, und hat kein weiteres Begehren; das Thier ist zufrieden mit dem Erhaltungstrieb und mit den Kräften, dem Menschen dienen zu können. Wäre es nun wohl denkbar, daß der Allweise Schöpfer des Weltalls einzig in die Brust des Menschen, der die Krone der Schöpfung ist, ein nie zu stillendes Verlangen gelegt habe, daß er sein Meisterwerk dazu verurtheilt habe, durch den Durst nach Wahrheit und Schönheit ewig gequält zu werden? Dann müßten wir alle andern Geschöpfe um ihr Loos beneiden. „Kann der Geist“, sagt Hettinger³⁾, „die Wahrheit finden, erkennen, was da ist; oder wird sein Verlangen nach Wahrheit nie gestillt? Unmöglich. Betrachten wir die Blume im Frühling; alle ihre Knospen streben der Sonne zu; den Säugling auf dem Mutterschooße; seine Augen streben nach dem Lichte hin. Und die Blume saugt ein den Strahl der Sonne, des Leibes Auge trinkt das Licht; dem Geist allein, für die Wahrheit erschaffen, sollte nie Licht werden, für die Geisterwelt sollte es keine Sonne geben, nie ein Tag anbrechen? Er allein sollte immerdar mit lichtsuchendem Auge forschen und nie finden, immer die Frage auf den Lippen tragen und nie die Antwort empfangen? Und doch liebt der Geist mehr als seinen Leib, mehr als sich selbst, die Wahrheit. Dann wäre in der That das Wort des griechischen Dichters⁴⁾ wahr:

Denn kein anderes Wesen ist jammervoller auf Erden,
Als der Mensch, von Allem, was Leben haucht und sich reget;

¹⁾ Eämmtliche Werke, B. III. S. 18.

²⁾ Zur Farbenlehre, II. S. 163.

³⁾ Apol. d. Christth., I. 1. 54.

⁴⁾ Hom. II. XVII. 446.

„Ist der Mensch in Wirklichkeit der, wie ihn jener, dumpfer Verzweiflung dahingegebene Römer ¹⁾ zur Zeit des allgemeinen Verfalls geschildert hat: „Ein Wesen voll der Widersprüche ist der Mensch, das unglücklichste aller Geschöpfe, da die übrigen Geschöpfe doch keine Bedürfnisse haben, die über ihre Schranken hinausgehen, der Mensch aber voll von Bedürfnissen und Wünschen ist, die nicht befriedigt werden können. Seine Natur ist eine Lüge, die größte Armseligkeit, die mit dem größten Hochmuth. — Unter so vielen und großen Uebeln ist es noch das Beste, daß er sich selbst das nehmen kann.“ Dann wäre sein ganzes Leben eine Sisyphus-Arbeit und die höchste Gabe der Natur seine furchtbarste Qual.“

„Daß wir nichts wissen können,
Will mir schier das Herz verbrennen“.

Der Dichter ²⁾ einen der vergebens nach Wahrheit ringenden Geister sprechen. Und er hat Recht; denn der Drang nach Erkenntniß wäre für ihn eine quälende Flamme, in der das Herz sich hoffnungslos verzehrt. Aber der Mensch, die Krone der Schöpfung, ist nicht da, und kann nicht dazu bestimmt sein, das unglücklichste zu werden unter allen Wesen.“
Daher hat der weise Schöpfer, welcher den Drang nach Wahrheit in sein Herz gelegt, ihm auch die Gabe der Erkenntnis verliehen.

Raum öffnet sich das Auge des Kindes der Außenwelt, beginnt es auch in seinem Geiste schon zu dämmern. Seine Seele ist gleichsam ein photographischer Apparat, in welchem die sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände sich abspiegeln und festgehalten werden, allein nicht als todttes Bild, sondern die innere Lebensthätigkeit anregend und entfaltend. Durch Vergleichung der abgespiegelten Gegenstände und ihrer Eigenschaften entwickelt sich die Unterscheidungsgabe und durch Betrachtung von Ursache und Wirkung, von Grund und Folge das Urtheil. So schreitet der Mensch stufenweise vorwärts und erwirbt sich, das jeweiligen Errungene vermittelst des Gedächtnisses festhaltend, einen reichen Schatz des Wissens in Bezug auf die ihn umgebende Körperwelt. Doch das genügt ihm nicht; denn er hat wohl Wahrheiten erkannt, aber nicht die volle, ganze Wahrheit, in welcher allein sein Herz Ruhe und Befriedigung finden kann. Alle Wissenschaften sind eitel Flittergold, so lange die Wissenschaft aller Wissenschaften, die Erkenntniß des innersten Wesens und Urgrundes des Seins fehlt. „Nur der,“ bemerkt Aristoteles, ³⁾ „kann auf den Namen eines Wissenden Anspruch machen, welcher die ersten Ursachen und Gründe der Dinge erforscht hat.“ Der Geist kann deshalb nicht an der Oberfläche stehen bleiben, sondern dringt gleich einem unermüdlischen Bergmanne immer tiefer in den Schacht der Wissenschaft ein. Er will Aufschluß über das innerste Wesen, über den Urgrund und die Bestimmung aller Dinge.

Kann nun aber die Vernunft zu dieser Tiefe der Wissenschaft hinabdringen, kann sie uns Aufschluß geben auf die Fragen: Woher? Wie? Wozu? — So unvernünftig die Behauptung ist, daß der Mensch nichts zu erkennen vermöge, thöricht wäre die Ansicht, daß er Alles mit seiner Vernunft erforschen, mit seinem Verstand durchdringen, die volle Wahrheit ergründen könne. Mag die Wissenschaft in allen Gebieten noch so große Fortschritte machen, immerhin wird es uns noch manches unverständlich und verhüllt bleiben. Wenn wir ein gesundes Samenkorn in gute Erde legen, so wissen wir bestimmt, daß es unter günstigen Witterungsverhältnissen sich entwickeln, zur buntfarbigen Blume, zur nährenden Pflanze oder zum fruchttragenden Baume heranwachsen werde. Aber welcher Naturforscher, welcher tiefe Denker gibt uns eine befriedigende Erklärung der im Samenkorn verborgen schlummernden Kraft, welche das Wachsthum erzeugt, und bewirkt, daß der Keim sich gerade so und nicht anders entfalte? Darauf wissen die größten Naturforscher nur mit Alexander von Humboldt ⁴⁾ zu antworten: „Es gleichen die Ergebnisse unseres Denkens, wo im Gebiete der fernsten Forschung über die dunkle Werkstatt der Natur und die schaffende Urkraft es abgewandte, unerreichbare Regionen gibt, den Ergebnissen über den Mond, dessen drei Siebentel der Oberfläche gänzlich, und wenn nicht neue, unerwartet störende Mächte eindringen, auf immer unsern Blicken entzogen bleiben.“

Noch weit tiefere Geheimnisse, als die Natur, birgt der Mensch in sich selbst. Wenn er nach langem, fruchtlosem Ringen nach Wahrheit, endlich das weise „Erkenne dich selbst“ befolgend, sein Auge der Außenwelt schließt und in sich selbst zurückkehrt, entdeckt er da eine Welt im Kleinen, die zu erforschen sein Wissensdurst ihn antreibt. Vor Allem

¹⁾ Plinius, *Histor. natur.* II. 7.

²⁾ Göthe (Faust).

³⁾ *Anal. Post.* II. 11.

⁴⁾ Kosmos, I. S. 164.

begegnet ihm der gewaltige Unterschied zwischen sich selbst und den andern lebenden Wesen. Während die übrigen Geschöpfe sich auf todt's Sein und mechanisches oder instinktmäßiges Befolgen bestehender Naturgesetze beschränken, fühlt er sich in Besitz einer innern Kraft, wodurch er sich selbst seinen Lebensweg vorzeichnen kann; er erkennt in seinem Herzen einen Richter über Gutes und Böses, Edles und Uedles, Schönes und Häßliches. Als denkender Geist kann er sich nicht gleichgültig über diese Wahrnehmung hinwegsetzen, sondern muß nothwendig nach dem Ursprunge, der Wesenheit und dem Zwecke seiner Vorzüge forschen. Willensfreiheit, Erkenntniß von Recht und Unrecht, Gutem und Bösem sind Eigenschaften und Begriffe, welche keine irdische Macht uns schenken, kein Lehrer oder Lehrbuch uns beibringen können. Der Lebenskeim, aus welchem sie sich entwickelten, lag in uns von der Geburt an. Sie gehören nothwendig zum Wesen des Menschen und ohne ihren Besitz hört der Mensch auf, wahrhaft Mensch zu sein. Unmöglich aber können sie nur Wirkungen der Funktionen unserer leiblichen Organe sein; denn Materielles kann jedenfalls nur Materielles erzeugen, sonst könnten wir es wohl noch erleben, daß Steine, Metalle und Bäume selbstthätig umherwandern und zu denken und sprechen anfangen und die Thiere sich zu Herrschern und Richtern über uns aufwerfen würden. Diese sich selbst bewußte, sich selbst bestimmende und richtende Kraft muß also von höherer, rein geistiger Natur sein. So weit gibt die Vernunft Aufschluß über das innere Wesen des Menschen. Sie kann sich sogar zur Einsicht erschwingen, daß dieses geistige Prinzip von einem absolut freien, guten, gerechten und vollkommenen Urgeiste herstammen müsse. Auf die weitem Fragen nach dem Wesen und dem Verhältnisse dieses Urgeistes zum Menschen schweigt die Vernunft. Und doch gibt erst die Beantwortung dieser Fragen volle Wahrheit. Alle Wissenschaften bieten zwar Wahrheiten, aber nicht die Wahrheit selbst, ohne deren Besitz der Mensch nie befriedigt ist.

Vielleicht kann jedoch die bloße Vernunft uns bessern Aufschluß über unsere Bestimmung geben. Die Betrachtung der weisen Ordnung in der Natur, wo gleichsam wie in einem großen wundervollen Uhrenwerke jedes Geschöpf von den gewaltigen Himmelskörpern bis zum winzigen Atom seinem Zwecke dient und eine genau seinen Kräften und Eigenschaften entsprechende Aufgabe erfüllt, sagt uns klar und deutlich, daß auch der Mensch eine seinen Gaben entsprechende Bestimmung haben müsse. Wie er alle andern Geschöpfe durch seinen Geist unendlich überragt, muß auch sein Ziel hoch über allem Sichtbaren stehen. In dieser Welt findet er ein solches Ziel nicht. Das glücklichste Menschenleben auf dieser Welt ist eine ununterbrochene Kette von Leiden, Mühsalen, Entbehrungen und Täuschungen. Wenn deshalb mit dem Abschluß des irdischen Daseins für den Menschen alles vorbei ist, dann hatten die Thracier Recht, daß sie den Neugeborenen mit Wehklagen bewillkomnten, und alle Uebel, denen er jetzt entgegen gehe, herzählten; dagegen den Todten mit Freuden begruben, weil er so vielen und großen Leiden entgangen sei; dann müssen wir mit Theognis ¹⁾ bekennen:

„Nimmer geboren zu sein, ist sterblichen Menschen das Beste,
Nimmer des Sonnenlichts blendende Strahlen zu schau'n.
Ward man aber geboren, dann rasch zu den Thoren des Hades
Einzugehn, von des Grab's stattlichem Hügel bedeckt.“

oder mit Sophokles ²⁾:

„Selig, nimmer geboren zu sein,
Doch dem Lebenden ist fürwahr,
Rascher, woher er gekommen ist,
Wieder zu gehen, der Güter zweites.“

Gerade das Gefühl der Armseligkeit des irdischen Lebens weckte indessen bei den Heiden die Ueberzeugung, daß des Menschen Loos über das Grab hinausreiche, daß es für ihn ein Jenseits gebe. Und hierin finden wir die Lösung des großen Räthsels, wie neben der allgemeinen Ansicht, daß es dem Menschen besser sei, nicht geboren zu werden, oder gleich nach der Geburt zu sterben, wieder jene entsetzliche Furcht vor dem Tode herrschen konnte, die einen Achilles ³⁾ ausrufen läßt:

„Nicht mehr rede vom Tod' ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wollt ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürstigen Mann, ohn' Erb', noch eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen.“

¹⁾ Gnom. 425.

²⁾ Oed. V. 1225.

³⁾ Odys. XI. 488.

Das Licht der Vernunft leuchtet also auch in Bezug auf unsere Bestimmung so weit in das Reich der Wahrheit hinein, daß wir erkennen, ein jenseitiges Leben sei kein bloßer Traum, sondern eine nothwendige Forderung, die einzig befriedigende Erklärung unseres Daseins. Aber ein tieferes Eindringen in die jenseitige Welt ist der Vernunft nicht gestattet. Was jenseits des Grabes liegt, ist für sie dunkel wie die Nacht.

So bleibt die Vernunft, wenn sie auf sich allein angewiesen ist, in allen Gebieten auf halbem Wege stehen und weiß auf die letzten und wichtigsten Fragen keine Antwort zu geben. Die größten Weisen Griechenlands und Roms mühten sich Jahrhunderte ab in Erforschung der diesseitigen und jenseitigen Welt, mußten aber am Ende selbst ihre Unwissenheit gestehen. „Keiner hat je die gewisse Wahrheit erkannt, noch wird sie einer erkennen, weder in Bezug auf die Götter, noch über das Weltall; und wenn es ihm auch glückte, das Vollkommene zu sagen, so wüßte er es selbst doch nicht; denn auf allem haftet die Meinung.“ ¹⁾ „Es ist gleich,“ sagt darum Aristarch, „wohl reden oder nicht wohl reden, gleich forschen und nichts wissen. In den göttlichen Dingen wissen die Weisen nicht mehr als die Unweisen. Will aber einer weiser sein als der Andere, so ist es übermüthig, wenn er dieses sagt.“ „Wir alle sind in göttlichen Dingen Thoren, und wissen nichts.“ ²⁾ „Denn Gott allein weiß die Wahrheit, über Sterbliche ist der Wahn verhängt.“ ³⁾ Vom gleichen Gefühle der Ohnmacht überwältigt, klagten Parmenidas, Heraclitus, Anaxagoras und Demokrites, daß der Mensch von der reinen Wahrheit ferne, den Tauben und Blinden gleich, ein Geschlecht unwissender Thoren sei; daß das menschliche Gemüth keine Einsicht habe, der weiseste Mensch gegen Gott ein Affe sei; daß wir wegen der Schwäche unserer Sinne nicht im Stande seien, die Wahrheit zu erkennen und die Ursachen der Dinge uns verborgen seien; daß es entweder keine Wahrheit gebe, oder sie uns doch verborgen sei. Sokrates schätzte sich deshalb glücklich, daß er wenigstens seine Unwissenheit erkannte: ⁴⁾ „Ich habe die Dichter geprüft und ich betrachte sie als Leute, deren Talente sie selbst und andere täuschen, die sich für Weise ausgeben und die man für solche hält und die Nichts weniger sind. Von den Dichtern ging ich zu den Künstlern über. Niemand kannte die Künste weniger als ich; Niemand war mehr überzeugt, daß die Künstler sehr schöne Geheimnisse besäßen; indessen habe ich bemerkt, daß ihre Lage keine bessere ist, als die der Dichter und daß sie, die einen wie die andern, in dem gleichen Vorurtheile sind, weil die geschicktesten unter ihnen sich in ihrem Vaterlande auszeichnen und sich für die Weisesten der Menschen halten. Dieser Eigendünkel hat ihr Wissen in meinen Augen derart getrübt, daß ich, mich an die Stelle des Orakels setzend und mich fragend, was ich am liebsten sein möchte, das was ich bin, oder das, was sie sind, nämlich was sie gelernt haben, oder wissen, daß ich nichts bin, zu mir selbst und zum Gotte antwortete: Ich will bleiben, was ich bin.“

„Wir wissen nicht, weder die Sophisten, noch die Dichter, noch ich, was wahr, gut und schön ist. Aber es ist unter uns der Unterschied, daß, obgleich diese Leute nichts wissen, alle was zu wissen glauben, anstatt daß ich, wenn ich nichts weiß, wenigstens nicht im Zweifel bin. So zwar, daß alle diese Ueberlegenheit der Weisheit, die mir durch das Orakel zugesprochen ist, sich nur auf die Ueberzeugung beschränkt, daß ich verkenne, was ich nicht weiß.“

Jeder, der nur einigermaßen mit der Philosophie der neuern Zeit bekannt ist, weiß, daß auch sie, nachdem sie einmal vom Glauben abgefallen war und den absoluten Zweifel zum Ausgangspunkte ihrer Forschungen gemacht hatte, keine bessere Resultate erzielte, sondern, von den Wogen des Zweifels und der Ungewißheit umhergeschaukelt, von einem Extrem in's andere verfiel, so daß Hegel mit Recht sagen konnte: „Das ist die Marotte des Selbstdenkens, daß immer Einer Abgeschmackteres vorbringt, als der Andere.“ — „Auf jedes neuauftauchende philosophische System lassen sich die Worte, die Petrus zu Sapphira sprach, anwenden: die Füße derer, die dich begraben, sind schon vor der Thüre.“ ⁵⁾

So ähnlich aber einerseits die alte und neue Philosophie in ihren Resultaten sind, so weit gehen sie in ihrem Verfahren auseinander. Die Heiden forschten, dem Drange ihres Geistes folgend, nach der Wahrheit; allein ihr Unvermögen erkennend, erwarteten sie, wie der Verfasser des im platonischen Geiste gehaltenen zweiten Alkibiades es deutlich

¹⁾ Xenophanes, Sextus emp. VIII. 326.

²⁾ Anaxandrides.

³⁾ Xenophanes de Eleate.

⁴⁾ „Non pertinacia aut studium vincendi, sed ipsa erat rerum obscuritas, quæ ad confessionem ignorantiae adduxerat Socratem et jam ante Socratem Democritum, Anaxagoram, Empedoclem, omnes pæne veteres; qui nihil cognosci, nihil percipi, nihil scire posse, angustos sensus, imbecilles animos, brevia curricula vitæ et, ut Democritus, opinionibus et institutis omnia teneri, nihil veritati relinqui, dein omnia tenebris circumfusa esse dixerunt (Cicer. Acad. I, 12).

⁵⁾ Gesch. der. Philos. Einl.

auspricht, göttliche Belehrung über die höchsten Fragen, Einen, sei es ein Gott oder gottbegeisterter Mensch, der ihnen, wie Athene dem Diomedes, ¹⁾ die Dunkelheit von den Augen wegnehme. Die Philosophen der Neuzeit dagegen schlossen das Auge dem aufgegangenen Lichte des Glaubens, weil es dem Lichte der Vernunft widerspreche. Da muß dann wohl die Vernunft sich geändert haben, wenn das gleiche höhere Licht, nach welchem die griechischen und römischen Philosophen sich sehnten, der heutigen Philosophie feindlich im Wege steht.

Der Glaube an geoffenbarte Wahrheiten beeinträchtigt die Vernunft keineswegs in ihren Forschungen. Im Gegentheile, er kommt ihr gerade da hilfreich entgegen, wo sie ermattet, wo ihre Kräfte schwinden. Wenn die Vernunft in stufenweisem Aufsteigen endlich zum Gedanken an eine alles schaffende, erhaltende, leitende und regierende Gottheit sich aufgeschwungen hat, und erkennt, daß in ihr die volle Wahrheit verborgen, nach der sie dürstet, daß in ihr die einzig befriedigende Erklärung aller erschaffenen Dinge sowohl, als des Menschen selbst zu finden sei; aber rathlos an der großen Kluft zwischen Diesseits und Jenseits stehen bleibt: da bietet ihr der Glaube huldvoll die Hand und führt sie sicher leitend über die große Brücke hinüber in das Reich der vollen, reinsten Wahrheit.

Wenn dessenungeachtet die heutige Wissenschaft ihr Heil und ihre wahre Größe nur in der Losagung von Glauben und Religion zu finden wähnt, so hat das seinen Grund in der vollständigen Verkennung des einzig würdigen Zweckes jeder wissenschaftlichen Bestrebung. Die Wissenschaften werden nicht aus reiner Liebe zur Wahrheit gepflegt; man hat sie herabgewürdigt zum Schergendienste der Gewinnsucht; sie sind für einen großen Theil zum Gewerbe geworden, so daß sie den Namen Wissenschaften eigentlich gar nicht mehr verdienen. Sobald solche Leute einige oberflächliche, nothdürftige Kenntnisse dessen besitzen, was zum Leben und Verkehr unentbehrlich ist, dann glauben sie den Stein der Weisen gefunden zu haben, ein tieferes Eindringen in die Wissenschaft scheint ihnen bloß Zeitverlust, ihre Wißbegierde ist befriedigt, weil sie eben kein höheres Ziel hat, als sich eine möglichst angenehme und lucrative Stellung in der Welt zu verschaffen. Darum wenden sich die Meisten den realistischen Fächern zu und fliehen mit Verachtung und Abscheu vor dem klassischen Studium. Mit Recht sagt diesbezüglich Gettinger: ²⁾ „Unter dem Vorwande die Jugend so frühzeitig als möglich auf ihren künftigen Beruf vorzubereiten, hat so oft aller höhere Unterricht nur das eine Ziel, jene Kenntnisse mitzutheilen, die uns befähigen, schnell und mit Sicherheit eine Stellung im Leben zu gewinnen. Daher namentlich das einseitige und ausschließlich sich Geltendmachen der naturwissenschaftlichen Studien; denn durch sie beherrscht der Mensch die Körperwelt und heutet ihre Schätze aus. Jede Wissenschaft, die nicht mittelbar oder unmittelbar dem Interesse dient, ist aus dem Studienkreise der bei weitem größern Mehrheit verbannt, und findet nur noch wenige vereinzelte Jünger; die einseitige realistische Tendenz der Zeit tödtet jedes höhere, echt menschliche Streben, und hat für die tiefere Forschung nach Grund und Bestimmung alles Seins, wie es von jeher Aufgabe des philosophischen Denkens war, weder Sinn noch Verständniß.“ Mit Griechisch, Latein und Philosophie wird der Geldbeutel nicht gefüllt; ein wenig Mathematik, Physik und Kunde der neuern Sprache leistet da weit bessere Dienste. Selbstverständlich sind aber für eine solche Spekulations-Wissenschaft Glaube und Religion leicht entbehrlich, und könnten ihr sogar hinderlich in den Weg treten, da sie nicht dem Mammon fröhnen, und die Grundsätze von Recht und Gerechtigkeit über die Selbstliebe und den eigenen Vortheil stellen. Es wird aber auch Niemand läugnen können, daß die Wissenschaft auf diesem Wege die tiefste Erniedrigung erleide, deren sie fähig ist. Ihren erhabenen Beruf, den Menschen über das Sinnliche zum Reiche der vollkommenen Wahrheit zu erheben, schmähsch verläugnend sinkt sie zum gemeinen Sklavendienste der Materie herab.

Unter der kleinen Zahl derjenigen, welche sich noch einem tiefern Studium widmen, gibt es wieder sehr Viele, welche das höchste Ideal eines wissenschaftlichen Geistes darin finden, alles auf natürlichem Wege zu erklären, und, was ihr Verstand nicht begreift, als der Vernunft widersprechend einfach zu leugnen. Diesen antworte ich kurz mit Gettinger: ³⁾ „Sonderbar! Der Widerspruch eines Ibioten, der die Wunder des Magnetismus oder der Elektrizität nicht kennt noch ahnt, ist noch nie als das Zeichen eines besonders tiefen Geistes betrachtet worden; aber auf dem religiösen Gebiete, das die Resultate alles Wissens und die Blüthe aller menschlichen Bildung in sich schließt, versucht es noch immer Unwissenheit und Oberflächlichkeit, sich in den Philosophenmantel zu hüllen.“ Ein solches Läugnen aller höhern Wahrheit schließ

¹⁾ Hom. II. V. 127.

²⁾ Apol. d. Christh. I. 1. S. 12—13.

³⁾ Apol. d. Christh. I. S. 1, 44.

natürlich jeden Glauben, jede Religion vollständig aus, versetzt aber zugleich der Wissenschaft den Todesstoß; denn offenbar ist die Negation alles Unbegreiflichen nicht Wissenschaft, sondern Unsinn.

Diese wenigen Andeutungen über das Verhältniß zwischen Glauben und Wissen genügen, so unvollständig sie auch seien, für den Verständigen, um ihm die Ueberzeugung aufzudrängen, daß wahre Wissenschaft nur in Verbindung mit dem Glauben und im Dienste der Religion möglich sei. Glauben und Wissen mit einander vereinigt, führen ein in's Reich der Wahrheit, aber getrennt verlieren sie sich gleich der vereinzelter Quelle im Sande des Irrthums. „Glauben und Wissen“, bemerkt treffend Hettinger ¹⁾, „das ist das Zwillingsspaar, das im Schooße eines jeden Menschen schlummert und mit dem erwachenden Bewußtsein zu gleicher Zeit aus ihm geboren wird, die Hand in Hand mit einander durch's Leben gehen, zwei Blüthen ein und derselben Wurzel entsprossen. Reife beide auseinander, so welken beide; das Wissen ohne Glauben wird Zweifel und Verzweiflung, dieser Todtenwurm in der Brust des Ungläubigen; Glauben ohne Wissen wird Wahn, Aberglauben und Schwärmerei.“

II. Gleiche Dienste leistet die Religion auch der Kunst. Bestände die Kunst, wie Quintilian meint, in bloßer Nachahmung der Natur, dann freilich bedürfte sie zu ihrer Entfaltung und Vollendung weder des Glaubens noch der Religion. Allein dann würden wir auch zu den sonderbarsten Folgerungen gedrängt. Derjenige, welcher das liebliche Flöten der Nachtigall oder auch nur das dumpfe Krächzen des Raben täuschend nachahmen könnte, stände einem Haydn, Mozart und Beethoven als Tonkünstler würdig zur Seite. Balthasar Denner, der den Kopf eines alten Mannes so naturgetreu wiedergab, daß jedes einzelne Barthaar, durch die Loupe betrachtet, mit Licht und Schlag Schatten zu erkennen ist, würde einen Appelles, Rafael, Titian, Fiesole, Dürer u. s. w. in der Malerei weit überragen. Ein Wachsfigurenkabinet, ein kleiner Automat, eine Baucaßon'sche Ente wären Kunstprodukte, denen sich die Schöpfungen eines Pheidias, Praxiteles, Michel Angelo, Canova u. A. noch lange nicht an die Seite stellen dürften. Die gepriesene Schönheit der griechischen Baudenkmale und die bewunderte Kühnheit und Vollendung der gothischen Dome würden verschwinden vor einer naturgetreu nachgebildeten Grotte und die Troglodyten wären die größten Baumeister. Die Kunst der Künste aber, die edle Dichtkunst würde ganz aus dem Leben verschwinden, da sie auf eine prosaische Schilderung irgend eines der Natur entnommenen Themas angewiesen wäre. Wir müssen also das Wesen der Kunst in etwas Höherem als in bloßer Naturnachahmung suchen. Die Kunst soll das dem Menschen angeborene Bedürfniß nach Schönerm und Erhabenem befriedigen. Zu diesem Zwecke muß ihr aber nothwendig ein vollkommenes Ideal der Schönheit vorschweben. Und wo findet sie dieses Ideal? Die Natur zeigt uns manche Schönheit in ihren majestätischen Bergen und anmuthigen Thälern, in ihren grünen Wäldern und blumengeschmückten Auen, im lieblichen Morgenroth und im zaubervollen Abendglühen. Das milde Licht des Mondes und das freundliche Blinken der Sterne entzückt manches Herz. Der anmuthige Lenz hat mancher Brust ein warmes Lieb entlockt.

„Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch große Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?“ (Uhland.)

Neben der harmonischen Schönheit schreckt aber auch manches Bild das Auge. Unter der in hunder Farbenpracht prangenden Blume lauert die tödtliche Natter. Im Schooße der Erde toben die Elemente. Die leuchtende Meeresfläche deckt des Abgrunds schauerliche Gestalten.

„Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen. (Schiller.)

Sturm und Ungewitter setzen den Menschen in Schrecken und feindliche Mächte begegnen ihm bei jedem Schritte.

„Dort unten haust der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.“ (Gothe.)

¹⁾ Apol. des Christth. I. 2. S. 16.

Im eigenen Busen nehmen wir keine sonderbare Mischung von edlen und unedlen Trieben wahr und können auch hier das Ideal einer ungetrübten harmonischen Schönheit nicht finden. Aber alles Schöne und edle, was Natur und Menschengeist uns bietet, leitet nothwendig auf einen Urquell alles Schönen und Guten, auf Gott hin. Herrlich hat Uhland diesen Gedanken in seiner Frühlingsfeier ausgedrückt.

„Süßer, goldener Frühlingsstag!
Inniges Entzücken!
Wenn nur je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?
Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten!
Frühling ist ein hohes Fest,
Laßt mich ruh'n und beten!“

Wie die Kunst nur in Gott ihr Ideal findet und durch die Natur darauf hingeleitet wird, verdankt sie hinwieder ihre herrlichsten Blüthen der Gottesidee. Es ist unbestreitbare Thatsache, daß die äußern Verhältnisse eines Volkes, Klima und Landesbeschaffenheit, auf seine geistige, besonders künstlerische Entwicklung von bedeutendem, oft von entscheidendem Einflusse sind. In den Eisfeldern Sibiriens wäre der Kunstsinne der Griechen gleich dem vom rauhen Nordwind geknickten Drangenbaume erstorben; ohne die stete Nahrung einer üppigen Natur wäre ihre feurige Phantasie bald erkaltet. Andererseits läßt sich aber ebenso wenig leugnen, daß die Kunst zu ihrem Gedeihen einer innern Lebenskraft bedarf, wie die Pflanze. Daß wir dieses Lebensprinzip vorzüglich in der Religion zu suchen haben, sagt uns die Geschichte. Wenn wir staunend vor den kolossalen ägyptischen Pyramiden stehen und uns fragen, zu welchem Zwecke diese ungeheuren Steinmassen aufgethürmt, welcher Idee sie ihr Dasein verdanken, antwortet uns die Geschichte, daß sie Zeugen des Unsterblichkeitsglaubens der Aegypter seien. Auf ihre Wohnungen verwendeten sie wenig Sorgfalt, weil sie ihnen nur für kurze Zeit zum Aufenthalt dienten, dagegen wurde weder Mühe noch Arbeit gescheut, um den Dahingegangenen einen sicheren und würdigen Aufenthalt zu bereiten, weil nach ihrer Ansicht erst nach dem Tode ihr eigentliches Leben begann. Die großartigen, in Felsen gehauenen Königsgräber bei Theben und Ipsambul, die Grotten von Derri und Girscheh, die Felsengräber von Beni-Hassan legen ein gleiches Zeugniß ab. Was sonst noch die ägyptische Baukunst Großes aufzuweisen hat, sind ihre riesenhaften Tempel, ebenfalls Erzeugnisse des religiösen Gefühls. Die gleiche Erscheinung zeigt sich bei allen Völkern des Alterthums, die irgendwie in der Baukunst etwas Nennenswerthes geschaffen haben. Ueberall, in Persien wie in Indien und Kleinasien, hat die Baukunst ihre höchste Vollendung in großartigen Königsdenkmälern oder Tempeln erreicht. Selbst in der üppigen Weltstadt Babylon ragte unter den Prachtwerken der Tempel des Belus oder Bal durch seine Kolossalität hervor. Bis zu welcher Vollendung die Kunstform der Architektur bei den Griechen sich vorzüglich im Tempelbau entwickelt hat, braucht kaum erwähnt zu werden. Ich darf bloß an den wundervollen Parthenon und den Theseustempel, den Tempel der Pallas Polias oder das sogenannte Erechtheion in Athen, die Zeus-Tempel in Olympia und Agrigent, die Tempel des Apollon zu Phigalia und Delphi, der Hera zu Argos und Samos und der Artemis zu Ephesus erinnern. Neben und in diesen Prachtbauten erregen die Schöpfungen eines Pheidias unsere Bewunderung. In seiner Bildsäule des Zeus zu Olympia, auf dessen Angesicht ein solcher Ausdruck „der Allmacht und Erbarmung“, des Friedens und der Ruhe lag, daß sein Anblick, wie die Alten sagten, „die Seele ihres Erdenlebens vergessen“ machte, und derjenige für unglücklich gehalten wurde, der nicht vor seinem Tode das Anschauen desselben genossen hatte, sowie der colossalen Statue der Pallas im Parthenon, dem Apollo und der Artemis in Delphi, der Nemesis auf dem Schlachtfelde bei Marathon erblicken wir das Vollendetste, was die bildende Kunst der Hellenen hervorgebracht hat, menschlich zwar an Gestalt, aber mit göttlicher Idee vermischt, da vollkommene Harmonie der Gliederung, die Grazie der Haltung und Schönheit des Ausdruckes ein Ideal darstellen, das sich in solcher Schönheit und Vollendung bei keinem sterblichen Menschen findet, sondern nur durch Vereinigung der schönsten und edelsten Formen zu einem Ganzen, zu einem Götterbilde entstehen konnte. Wiewohl Rom in der bildenden Kunst den Griechen weit nachsteht und sich größtentheils auf Nachahmung beschränkt, geben doch die Tempel des Jupiter Stator und der Juno, nebst dem prachtvollen Pantheon auch hier Zeugniß, welch' mächtig anregenden Einfluß die Religion auf die Kunst im Heidenthum geübt hat.

Bei solchen Wahrnehmungen unter den heidnischen Völkern dürfen wir uns nicht wundern über den Prachtauf-

wand, welchen das gläubige Judentum bei Erbauung seines Tempels entfaltete, der zwar nicht sowohl durch architektonische Kunst, als vielmehr durch den Reichthum an Vergoldung, Schnitzwerk und Zierrath Gegenstand allgemeiner Bewunderung ward. Nirgends in der Weltgeschichte zeigt sich wohl deutlicher, welche Opfer der religiöse Sinn für die Kunst zu bringen vermag, als bei diesem Tempel, für welchen David 100,000 Talente Gold und 1,000,000 Talente Silber (nach unserer Rechnung ungefähr 9 Milliarden Fr.) gesammelt und aufbewahrt hatte, und dessen Aufbau 7 Jahre dauerte, wiewohl 10,000 Mann mit dem Beschaffen der Cedern vom Libanon, 70,000 als Lastträger und 80,000 als Steinhauer beschäftigt waren. Wir können die Großartigkeit und Herrlichkeit des solomonischen Tempels nur ahnen, wenn wir die Beschreibung des zweiten, unter Zerobabel erbauten Tempels bei Josephus Flavius mit der Thatfache zusammenhalten, daß diejenigen aus den Juden, welche den alten Tempel noch gesehen hatten, beim Anblicke des neuen weinten, weil er jenem an Schönheit so weit nachstand.

Wie alle diese Prachtwerke gleichsam ganz natürlich der Religion entwachsen sind, erklärt Hurter sehr schön:

„Wenn eine Religion,“ sagt er, „die Blüthe ihrer Entwicklung erreicht hat, so verkörpert sie sich gleichsam in den Bauwerken, die sie hervorruft. Diese sind das Gepräge des Grundgedankens, der in ihr waltet, das Siegel der ihr innewohnenden schöpferischen Kraft. Jene alten Riesentempel Indiens sind der Ausdruck des Dienstes, welcher der gewaltigen Macht der Natur dargebracht ward, in ihren aufgethürmten und doch nach Regel und Ordnung gefügten Felsenmassen gleichsam eine Andeutung der Kräfte, die wir bei dem wundervollen Bau der Erde zu Dasein und Wirken gerufen uns denken. Sie sind kolossal, wie der Umfang ihrer Bedä's, unermesslich, wie die eilfhundert Schulen der Auslegung dieser heiligen Bücher, fabelhaft, wie die Sagen von der Fruchtbarkeit des Landes. Die mächtigen Säulenhallen des alten Aegyptens mit den Sphynxen, die in schweigsamer Ruhe zwischen den riesenhaften Schäften lagern, beide in einfacher, ernster Ordnung, sind das Symbol des steten, gleichförmigen, unabänderlichen Laufes des Gestirns, dessen Beobachtung das Geschäft, dessen Kenntniß das Geheimniß der Priester, dessen Verehrung Gegenstand des allgemeinen Dienstes war. In des spätern Griechenlands Tempeln, hinausragend in die grünen Bogen des Meeres, oder auf Bergeshöhen umspielt von lindem Lüften, bergend das zur Göttergestalt vollendete Menschenbild, trat wieder der Dienst vor Augen, den dieses Volk der Manneskraft, dem jungfräulichen Liebreiz, der städteordnenden Weisheit, dem heitern Gesangspiel, jedweden, so körperlich als geistig hohen Vorzug, in frohen Festlichkeiten darbrachte. Salomon's Tempel saßte mit Marmor und Gold in eine für ganz Israel schaubare Schrift jene auf Sinai gegebene Erklärung: „Israel, der Herr dein Gott ist ein einiger Gott!“ und rief durch jene geheimnißvolle Verhüllung die Warnung in's Andenken: „Du sollst dir kein Bildniß machen!“ so wie, daß selbst gereinigt, nur von fern der Erdgeborne zu dem Unnahbaren hinzutreten dürfe.“

„Aber weder Indiens und Aegyptens Tempel, noch der Griechen heitere Götterhallen, noch Salomo's Wunderbau saßen in die Anfänge des religiösen Dienstes, dem diese verschiedenartigen Werke geweiht waren. Derselbe mußte vorerst über die Menschen Macht gewonnen, ihre höhere Anschauung durchdrungen, ihr geistiges Wesen befruchtet, ihren Willen sich flüßig gemacht, ihre Kunstfertigkeit hervorgerufen haben, bevor zu Solchem der Gedanke in ihnen geweckt, die Tüchtigkeit herangebildet, der Entschluß gereift werden konnte. Dann ward derselbe das zeugende Element, das solchen Schöpfungen das Dasein verlieh, und zugleich der Mittelpunkt, der die geistigen Fähigkeiten, die künstlerische Gewandtheit, die körperlichen Kräfte, die zeitlichen Mittel, der Priester, des Fürsten und des Volkes Willen zu dem Einen und gemeinsamen Zwecke auf sich vereinigte und zur möglichst vollendeten Gestaltung förderte, was zuvor vielleicht unmöglich geschienen, worüber man nachwärts die Frage aufwerfen möchte: wo denn hierzu die allseitigen Mittel hergenommen worden!“

Die herrlichsten Blüthen hat aber die Religion in der christlichen Baukunst getragen. Absehend von den wundervollen Basiliken, welche seit Jahrhunderten eine Pierde der ewigen Stadt sind und die Herrlichkeit des alten Roms weit überstrahlen, und denen auch in andern Städten Italiens würdige Schwestern zur Seite stehen, will ich einzig an die gothischen Dome des Mittelalters erinnern, in welchen die Baukunst ihre höchste Vollendung erreichte. J. Georg Forster sagt vom Dom zu Köln: „Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde . . . Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einsalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spizen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten

Räume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Gränzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen an den gothischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden, und nur in großer Anzahl, zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, lustig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen.“ Solche Feenpaläste vermochte nur eine überirdische Religion zu schaffen; denn sie sind, wie Fr. v. Schlegel bemerkt, „der Ausdruck des zu Gott emporsteigenden Gedankens, der, vom Boden losgerissen, kühn und gerade aufwärts zum Himmel zurückfliegt“. Sie sind gleichsam der in plastischer Form ausgedrückte Grundgedanke der christlichen Religion. „Die Erkenntniß eines über allem waltenden, durch eine unendliche Fülle von Mittelgliedern aber jedem zu aller Zeit und allermwärts nahestehenden Vaters der Barmherzigkeit; dann der Sieg des Geistes über die Materie“ (Hurter) — das sollte durch diese, wie Strahlen emporstehenden Säulen, durch diese kunstvolle Verflechtung der einzelnen, für sich selbstständigen Theile zu einem großen, harmonischen Ganzen, durch diese ungeheuren, aber wegen ihren idealen Anordnung für das Auge gleichsam verschwindenden Steinmassen zur Anschauung gebracht werden. Der gothische Dom, „worin die Idee des christlichen Cultus, die himmelanstrebende Sehnsucht wie die geheimnißvolle, unergründliche Tiefe ihren kräftigsten Ausdruck fand,“ ¹⁾ muß deshalb als das größte architektonische Kunstwerk betrachtet werden, weil er nicht eine todtte Steinmasse, sondern gleichsam ein verkörperter Gedanke ist. Nicht das kleinste Ornament ist bedeutungslos. „Alle Werke der bildenden Kunst stehen mit der christlichen Idee in Beziehung, die dem gothischen Kirchenbau zu Grunde liegt: die Bildnisse von Christus und seinen Jüngern und Angehörigen, die Statuen der Heiligen, die mannigfaltigen Verzierungen, Reliefe und Symbole, die Blumen, die aus jeder Spitze des Aeußern emporblühen und mit einem Kreuze in Beziehung stehen — Alles deutet auf die christliche Religion und auf das Ringen der Welt und der Menschenseele nach dem Göttlichen, so daß man über dem Einzelnen und Mannigfaltigen nie den Begriff der Einheit und Vollkommenheit aus dem Auge verliert, wie ja auch die reiche Mannigfaltigkeit und Abwechslung in der Natur stets auf eine höhere Einheit hinweist.“ ²⁾ Trefflich sagt darum Dr. G. M. Dursch: „Der gothische Dom ist nicht nur seinem Umfange, sondern auch seiner Wirksamkeit nach das erhabenste unter allen Kunstwerken. Die gothische Architektur ist vorzugsweise eine christliche, darum unterscheidet sie sich auch wesentlich von der heidnischen. Die durch das Christenthum bewirkte Vereinigung des Menschen mit Gott, die alle Gefinnungen heiligte und verklärte, und die Quelle alles Schönen, Edlen und Erhabenen in der neuen Welt wurde, war auch der tiefste Grund der neuen architektonischen Erscheinung. Während die Kunst des klassischen Alterthums nur auf Vollendung der Form hinwirkte, und diese, indem ihr ein höherer Geist ermangelte, als ihr höchstes Ziel betrachtete, ging die christliche Kunst von dem Einigen und Göttlichen aus, bestrebte sich, dieses durch künstlerische Gestaltung des irdischen Stoffes zur Erscheinung zu bringen, und erkannte als ihre höchste Aufgabe den materiellen Stoff zum Ausdruck des Himmlischen und Göttlichen zu verklären.“

Wenn auch Malerei und Skulptur mit der Baukunst anfangs nicht gleichen Schritt hielten und sich lange in steifen Formen bewegten, kann man ihnen doch das Verdienst einer tiefen Auffassung und kindlichen Naivität nicht absprechen. Der vernünftige Kritiker wird auch die Anfänge in diesen Kunstzweigen zu würdigen wissen und das Verdienst der Religion in diesem Gebiete um so weniger unterschätzen, wenn er den großartigen Aufschwung der folgenden Jahrhunderte betrachtet. Wer die vollendeten Kunstwerke eines Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Andrea del Sarto, Rafael Sanzio, Corregio, Titian, Albrecht Dürrer, Holbein und Anderer kennt, wird gestehen müssen, daß die Religion im Gebiete der bildenden Kunst Vorzügliches zu leisten vermöge, sowohl was Erhabenheit der Idee anbelangt, als in Beziehung auf technische Vollendung, Schönheit, Wahrheit und Klarheit des Ausdruckes, zarte Verschmelzung und majestätischen Glanz der Farben. Nirgends finden wir die Hauptbedingung jeder Kunst — Einheit in der Mannigfaltigkeit — vollkommener erfüllt, als in den Werken dieser Meister. Wollte ich auf einläßliche Erörterung dieses Gedankens eingehen,

¹⁾ Weber, Dr. G. Weltgesch. I. Bd. S. 799.

²⁾ Ebb. S. 797 ff.

müßte ich eine Kunstgeschichte, nicht ein Schulprogramm schreiben. Es genüge deßhalb, aus der ungeheuren Masse nur ein einziges oft bewundertes Gemälde hervorzuheben, nämlich das berühmte Abendmahl von Leonardo da Vinci Refektorium der Dominicaner zu St. Maria delle Grazie zu Mailand. Ich kann nicht umhin, die, wenn auch etwas geringere, Schilderung dieses herrlichen Gemäldes, wie Dr. Anton Staudenmaier in seinem „Geist des Christenthums“¹⁾ gibt, hier wörtlich anzuführen, weil wir daraus am besten erkennen können, welcher Tiefe in der Auffassung, Harmonie und Vollkommenheit in der Darstellung ein vom religiösen Geiste durchdrungener Künstler fähig ist. „In einem gemächlichen Saale sitzen an langer Tafel die zwölf Apostel, in ihrer Mitte der Herr. Drei Fenster gehen auf der Rückseite der Sitzenden in's Freie, wo sich dem Blicke eine schöne abendliche Landschaft darbietet. Das mittlere Fenster ist das größte. Gegen dieses ist der Heiland mit dem Rücken gewendet. Das durch dasselbe hereinschimmernde Abendroth umgibt im Moment des Scheidens mit seinem letzten Purpur das Haupt des Erlösers und bildet so um dasselbe eine aureole. In ernster Behemuth senkt sich der Blick der Augen des Meisters herab. Das reine, himmlischschöne Antlitz ist nach der linken Seite geneigt. Das schlichte Haar, welches das lichte Antlitz voll Ebenmaß und herrlicher Harmonie umgibt, scheitelt sich auf der hohen, erhabenen Stirne und fließt in schönen Locken auf die Schultern hinunter. Der Mund ist halb geöffnet, denn soeben hat er die Worte gesprochen:

„Wahrlich! ich sage euch: Einer von euch wird mich verrathen“²⁾.

Wie gewiß dies sei, wie ernstgemeint die Rede, das zeigt die über dem Tische nach oben geöffnete linke Hand, das zeigt überhaupt die ganze Stellung und die ganze Bewegung des Heilandes an. Kein Vorwurf jedoch schwebt auf dem Angesichte voll himmlischer Milde. Nur zwei Gefühle sind es, die sich auf demselben mit einander mischen: das eine das Gefühl der unbedingten Ergebung in den ewigen Rathschluß des Vaters; das andere das Gefühl des unendlichen Mitleids mit dem Verräther selbst: „der Sohn des Menschen geht zwar seinen Weg, wie es von ihm geschrieben steht; aber wehe dem Menschen, der den Sohn des Menschen verräth.“ Matth. XXVI, 24.

Aber jenes Wort des Meisters:

„Wahrlich, ich sage euch: Einer von euch wird mich verrathen“

mit unendlicher Kraft dringt es hinein in die Seele der Jünger und bringt hier die größte Bewegung und Erschütterung hervor. Es sind im Ganzen vier Gruppen, die sich aus den sich zunächst sitzenden Jüngern bilden. Zur Rechten Jesu Johannes, der Jünger, den er lieb hatte, Petrus und Judas. Johannes ist vor der Gewalt des Wortes rückwärts gesunken. Der Jünger der Liebe kann das Wort nicht begreifen; aber daß er es dennoch glaubt, daß es ihm das Vorhergesagte eines künftigen Gewissens ist, deuten die fromm gefalteten Hände an. Aber eben dieser Glaube vermehrt nur die Behemuth des Geistes, darüber, daß das Entsetzliche dennoch geschehen soll. Das Gefühl ist übermannt und die Augen schließen sich wie bei Anwandlung einer Ohnmacht. Ueber der Stirn des zur Rechten geneigten jungfräulich schönen Angesichts scheiteln sich die schlichten Haare und fließen, unterwärts sich kräuselnd, auf die Schultern hinab. Petrus ist über dem Wort des Meisters von seinem Sitze mit aller Heftigkeit aufgefahren, er beugt sich, den Judas auf die Seite und an den Tisch drängend, zu Johannes hin, indem er auf dessen rechte Schulter seine linke Hand legt, aber so, daß er mit dem Zeigefinger auf Jesus hinweist. Der geliebte Jünger soll, wie er wünscht, den Herrn fragen, wer der Verräther sei. Denn nicht soll ihm sein Verrath gelingen, so lange der Meister umgeben von noch treuen und eifrigen Jüngern sei, die ihn vertheidigen mit ihrem eigenen Leben. Und wie fest entschlossen er selbst zu dieser Vertheidigung sei, das zeigt seine Rechte, mit der er ein Messer ergreift, dessen Griff er dem Judas zufällig an die Lenden setzt. Judas aber, so plötzlich und rasch von Petrus auf die Seite gedrängt, wendet sich nach der linken Seite hin, mit dem Kopfe aufwärts, nicht bloß, um den Grund der so heftigen Bewegung des Petrus zu erfahren, sondern auch, um die von dem Jüngern zu Johannes gesprochenen Worte zu hören. Doch diese können ihm ja nicht verborgen sein, denn das tückische Verheimlichniß spricht offen aus allen seinen Zügen (obschon er strebt, mit dem Munde Ehrlichkeit zu affectiren), und sowohl der von Petrus erhaltene Stoß, als das Bewußtsein um den nun nicht mehr verborgenen Verrath schrecken ihn so zusammen, daß er mit der Rechten, die den Säckel hält, ein vor ihm stehendes Salzfaß umstößt, das Zeichen des durch ihn verletzten Familienfriedens. Von der ersten Gruppe zur Rechten des Heilandes gehen wir über zu der ihm nächsten

¹⁾ S. 725 — 31.

²⁾ Matth. XXVI, 21.

linken. Hier begegnen uns Jacobus der Aeltere, Thomas und Philippus. Wie Johannes, hebt auch der ältere Jacobus über das Gehörte vor Entsetzen zurück; aber er faltet nicht, gleich Jenem, die Hände, sondern er breitet die Arme weit aus, senkt das Haupt herab und die Augen starren, als sehen sie bereits den Verräther, das Ungeheuer, von welchem das Ohr eben gehört hat. Und in der That ist hierin keine Täuschung, denn das erstarrte Antlitz ist so ziemlich zu jener Stelle hingewendet, welche der von Petrus in die Tafel hineingebrängte Leib des Judas einnimmt. Das ganze Gesicht ist darüber in der heftigsten Bewegung, der Mund aufgesperrt, in allen Zügen der Schrecken und Abscheu zugleich ihrer natürlichsten Vermischung: und dies Alles auf einem Angesicht, das sonst ruhig, still und edel ist, zu dessen Seiten das gescheitelte Haar schlicht herabfällt und auf dem Alles eine so unschuldige innere Natur ankündigt. Hinter der rechten Schulter dieses Jüngers hervor beugt sich zu Jesus hin Thomas. Er hebt den gekrümmten Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne. Diese Bewegung zeigt zwar sonst wohl Nachdenken an; hier aber bezeichnet sie den Zweifel, den Thomas schon hier, freilich in besserer Weise, an den Tag gibt, als später. Wie kann das, so sagt die Gebärdenrede dieses Jüngers zu dem Meister, wie kann das, was du von Verrath an dir durch Einen unter uns gesagt hast, auch nur möglich sein? Und daß in der That solch ein Verrath unmöglich sei, das demonstrirt Thomas nach Gründen, deren ihm mehrere auf den Lippen sitzen, dem Meister wie verweisend vor. An der linken Seite des älteren Jacobus hat sich Philippus von seinem Sitze erhoben. Er beugt sich auf das Liebenswürdige gegen den Erlöser hin, bewegt beide Hände gegen die Brust, als wolle er sagen: Meister! du kennst mein Innerstes selbst am besten und darum brauche ich dir nicht erst zu betheuern, daß ich der nicht bin, den du meinst. Die dritte Gruppe besteht aus Andreas, Jacobus dem Jüngeren und Bartholomäus. Diese Apostel reihen sich in der eben genannten Namenordnung an der Tafel zur rechten Seite von Jesus so an, daß Andreas auf den Petrus folgt. Die Figur des Andreas gehört zu den bedeutendsten des Jüngerkreises. Auch dieser Apostel ist vom Entsetzen ergriffen, nicht weniger als Jacobus der Aeltere; aber es gelingt ihm, die Heftigkeit der Bewegung mehr zu beherrschen. Die Arme sind halb erhoben, die flachen Hände vorwärts gehalten, gleichsam, um das Ungeheure abzuwehren, das sowohl dem Meister als den Jüngern droht. Der Mund ist geschlossen. Die Unterlippe an die Oberlippe gedrückt. Das Ganze aber eine harmonisch abgeschlossene, milde, in sich vollendete Gestalt. Zur Rechten dieses Apostels sitzt Jacobus der Jüngere; er legt, gegen Petrus und Johannes blickend, die linke Hand auf die Schulter des Petrus, indem er in der weitem Entfernung eben so Aufklärung von diesem verlangt, wie Petrus von Johannes. Aber seine Aufforderung hat nicht das heftig Ungestüme, wie die des Petrus. Denn das im Profil sich zeigende Antlitz ist überaus mild und zeigt eben durch diesen Charakter die leibliche Verwandtschaft des Jüngers mit Jesus an, wenn schon die vorgeschobenen etwas offenstehenden Lippen ein durchaus Eigenthümliches verrathen und die Ähnlichkeit bedeutend vermindern, was durch die Nachahmung der an Christus gewohnten Art der Haarscheitelung nicht ersetzt werden kann. Aber unendlich freundlich spricht die in zarter Bescheidenheit sich haltende und gleichsam sich verbergende Gestalt uns an. Am Ende des Tisches zur Rechten ist Bartholomäus. Er hat sich von seinem Sitze erhoben. Auf dem rechten Fuße stehend, hat er den linken über jenen geschlagen, indem er seinen Leib mäßig über den Tisch beugt, dabei auf beide Hände sich stemmend. Sein Blick geht über Jacobus d. J., Andreas und Judas hin geradezu auf Johannes, in stummer Erwartung, ob wohl diesem an den Gebärden und der Mienensprache überhaupt oder an einem von ihm gegebenen Zeichen von der Ferne her abzunehmen sei, wen er für den Verräther halte, falls er auf die Frage des Petrus antworte. Sein im Profil sich zeigendes Gesicht ist männlich schön und rein. Der Mund ist geschlossen sowohl aus Begierde zu hören, als aus wohl schon gefaßtem Verdacht. Die vierte Gruppe ist die am entgegengesetzten linken Tische. Zunächst an Philippus befindet sich Matthäus. Er hat sich halb von seinem Sitze erhoben und wendet sich in rascher Bewegung zu seinen zwei Genossen gegen das linke Tafelende hin. Die beiden Arme hingegen bewegt er gegen Jesus, indem er dadurch diese letzte Gruppe mit dem Ganzen verbindet, wie Jacobus d. J. dadurch, daß er seine Hand auf die Schulter des Petrus legt. Jugendliche Arglosigkeit bei einer gewissen Aengstlichkeit darüber, daß auch das nicht Verhoffte wahr werden möge, charakterisiren sein schönes Gesicht. Der Erste, zu dem er sich mit dem Blicke wendet, ist Thaddäus. Sein Angesicht spricht bei heftiger Erschütterung das gemischte Gefühl von Ueberraschung, Verdruß, Zweifel und Verdacht. Die linke Hand liegt offen auf dem Tisch; die rechte aber ist in der Absicht erhoben, mit ihrem Rücken in die geöffnete linke einzuschlagen. Alles ist an ihm edle, für den hohen Meister innigst besorgte und bekümmerte Natur, die im Augenblicke glaubt, eine Ahnung bestätigt zu sehen, die sie längst in sich gehegt, aber bisher nicht geoffenbart hat, weil schon der Gedanke an das Ungeheure ein allzuschwerer sei. An dem linken Tische sitzt Simon. Er ist unter den An-

weisen der Älteste und diesen Altersrang nimmt er mit aller Würde ein. In reichen Falten fließt das schöne Gewand in der Gestalt hinunter, die unter den Uebrigen am meisten dem Blick sichtbar wird, weil sie die freieste ist. Auch sein Gesicht zeigt Betroffenheit an sich auf; aber die Bedächtlichkeit des reifen Alters möchte beinahe das Wort des Meisters stark finden; darum wird Simon wohl bewegt, aber nicht erschüttert. Die Stirn des im Profil geschauten Angesichtes ist ernst, hoch und erhaben. Unter der gebogenen Nase verschwindet beinahe die obere Lippe, während die untere weit hervorsteht mit entsprechendem, stark hervorragenden Kinn, welches ein schöner Bart ziert. Im ganzen Gesicht herrscht Einheit und verständige, ruhige Kraft 1).“

Der Malerei steht die ihr so nahe verwandte Musik würdig zur Seite. Wohl hat nie ein Tonkünstler wunder-vollere Harmonien erklingen lassen als der Meister der kirchlichen Musik, Palestrina, besonders in seinen ergreifenden Improperien. Und mit Palestrina wetteiferte Orlando di Lasso, hervorragend unter allen seinen Zeitgenossen durch seinen universellen Geist. Wiewohl er auch in der profanen Musik Vorzügliches schaffte, gehört doch sein Meisterwerk der kirchlichen Kunst an. Durch seine Bußpsalmen mit ihren mächtigen Harmonien, ihrem großartigen ausdrucksvollen Styl, ihrer Salbung und religiösen Schönheit ist er Palestrina nahe gekommen. Neben diesen zwei Leuchten strahlte noch mancher glänzende Stern am Himmel der kirchlichen Tonkunst im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Ich erinnere z. B. nur an Gabrieli, Lotti, Vittoria, Leo Hasler, Allegri, Baini, Morales, Scarlotti, Bach, Durante, Händel u. f. w. Man muß die Composition dieser Meister hören, um einen Begriff von ihrem Adel, ihrer Empfindung, ihrer Innigkeit, ihrem Schwung, ihrer Kühnheit und überwältigenden Macht zu erhalten. Jede Schilderung wäre nur ein mattes Schattenbild. Das beste Zeugniß für ihren hohen künstlerischen Werth legt ihre Dauer ab. Heute werden sie von jedem Kenner noch ebenso bewundert wie vor hundert, zwei- und dreihundert Jahren. Und vermöchten Frivolität und Geschmacklosigkeit sie für einige Zeit zu verdrängen, nach Jahrhunderten werden sie in neuem Glanz erstehen, und ein für Edles und Erhabenes empfängliches Geschlecht wird sie zu würdigen wissen.

Wenn ich auch den Choralgesang zu den erhabensten Erzeugnissen der Tonkunst rechne, wird wohl Mancher diese Behauptung zu gewagt finden. Wer aber diesem Gesange vorurtheilsfreien Sinn und richtiges Verständniß entgegenbringt, wird darin bei seiner scheinbaren Einfachheit kühn erhabenen Schwung, überwältigende Kraft, großen Ideenreichtum nebst andern kaum geahnten Vorzügen und Schönheiten entdecken. Ganz so gehaltlos kann er jedenfalls nicht sein, da Mozart nach seinem eigenen Geständniß seinen ganzen Componistenruhm daran gegeben hätte, der Verfasser einer einzigen Prä-fation zu sein.

Noch erübrigt uns ein ganz kurzen Blick auf die Kunst der Künste, die Poesie. „Alle Poesie“, sagt Weber 2), „hat ihren Ursprung in der Religion“, und, hätte er beifügen können, findet ihre höchste Vollendung in der Religion.

In den Heldengedichten der Inder, wie der Griechen und Römer ist Religion der Grundgedanke. Bloß menschliche Helden und Schicksale sind der dichterischen Phantasie viel zu niedrig und unbedeutend. Ueberall muß sich zum Irdischen das Göttliche gesellen. Die Helden sind göttergleiche Menschen; ihre Führer und Rathgeber, ihre Bundes-genossen und Lenker der Schicksale sind Götter. Kein bedeutendes Ereigniß wickelt sich ohne das mittelbare oder unmittelbare Eingreifen der Götter ab. Darum darf natürlich auch dem Dichter selbst ihr Beistand nicht fehlen, singt er doch eigentlich nur ihr Lob. Nicht im Vertrauen auf eigene Kraft beginnt er sein Werk; er ist nur das Werkzeug; die Dichtung ist Gabe der Musen, weshalb ihre Anrufung keinem Epos fehlen darf. Auch in der Tragödie sind höhere Mächte die Rächer der bösen That; die Eumeniden verfolgen den ruchlosen Frevler ohne Ruh und Rast. Oft muß gar ein „Deus ex machina“ den Knoten lösen. So sind alle die schönsten Blüthen der heidnischen Poesie religiösen Ideen entsprungen und von ihnen durchflochten. Was ich aber hier besonders hervorheben möchte, sind die hl. Bücher 3) des israelitischen Volkes, welche nach dem einstimmigen Urtheil aller unparteiischen und unbefangenen Kenner das Vortref-flichste enthalten, was das Alterthum in der Poesie aufzuweisen hat. Wem verdankt dieses Volk seinen erhabenen poetischen Schwung, seine Ueberlegenheit über alle Nationen des Alterthums? Unzweifelhaft seiner Gottesidee. Alle seine poetischen Erzeugnisse haben einen eminent religiösen Charakter. Der reine unverfälschte Gottesbegriff erhob die Propheten und

1) Siehe Joseph Bossi: über Leonardo da Vinci Abendmahl zu Mailand; vgl. Göthe's sämtliche Werke 39. Band, S. 98—136.

Weisslog: des Herrn Abendmahl, von Leonardo da Vinci.

2) Weltgesch. I. S. 126.

3) Man beachte wohl, daß ich hier nur von der Poesie dieser Bücher spreche.

Psalmisten hoch über alles Irdische und ließ ihrer Phantasie die kühnsten Bilder. Der in so mannigfaltiger Weise offenbarende Eine Gott ist das Grundthema ihrer Gesänge, weshalb auch bei der größten Mannigfaltigkeit die Einheit nie mangeln konnte.

Ich halte es für unnöthig, auch die christliche Dichtkunst noch zu erwähnen; denn wer mit der Literaturgeschichte auch nur oberflächlich bekannt ist, weiß wohl, daß die größten Werke der vorzüglichsten Dichter, der religiösen Idee kleidet, den größten Theil ihres künstlerischen Werthes einbüßen würden. Mag Schiller immerhin von sich selbst sagen:

„Welche Religion ich bekenne? — Keine von allen, die du mir nennst. — Und warum keine? — Aus Religion. Er hat sich selbst Lügen gestraft durch seinen „Kampf mit dem Drachen“, seine „Maria Stuart“, „Jungfrau von Orleans“ und so viele andere von tief religiösem Hauch durchwehte Dichtungen.

So finden wir, daß in allen Gebieten der Kunst die Religion das erste und größte Verdienst habe. Und für wir nach der Ursache ihres gewaltigen Einflusses, so gibt Göthe die trefflichste Antwort:

„Ewig wird er auch sein der Eine, der sich in Viele

Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.

Findet in Einem die Vielen, empfindet die Vielen in Einem;

Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.“

Gerade das Christenthum zeigt uns den Einen, der ewig ist und sich Allen mittheilt, und in dem Allen wieder Eins werden. Es ist deshalb selbst die größte Kunstidee. Wie man es auch verlästern und beschimpfen mag, sein Einfluß auf alle Kunstzweige wird gewaltig bleiben durch alle Jahrhunderte und stetsfort wird sich auf Kunst auf Wissenschaft das Wort Göthe's anwenden lassen: „Das einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte, dem alle and sich unterordnen ist der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrschte, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube ein kimmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglänze prahlen, verschwinden vor Nachwelt, weil sich Niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abgeben mag“. (Westöstl. Divan).

III. Die Hauptsache bei jeder Kunst und Wissenschaft ist ihre Einwirkung auf das praktische Leben. Kunst und Wissenschaft sind nicht berufen, bloß zu glänzen und zu ergötzen, sondern den Menschen zu veredeln und zur wahren Menschenwürde emporzuheben. Wir vermögen deshalb die Nothwendigkeit der Religion für Kunst und Wissenschaft dann richtig zu erfassen, wenn wir diese letztern auch vom sittlichen Standpunkte aus betrachten.

Die Hochschule von Dijon stellte im Jahre 1750 die Preisfrage, „ob die Wiedereinführung der Wissenschaften und Künste zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe?“ Die preisgekrönte Schrift des bekannten J. J. Rousseau beantwortete die Frage unbedingt mit Nein. Er bemüht sich, aus der Geschichte den Beweis zu erstellen, daß die Wissenschaften und Künste den Schein aller Tugenden haben, ohne eine davon zu besitzen, daß sie die bürgerlichen Tugenden Freundschaft, Treue und Vertrauen, Vaterlandsliebe, Glauben und Religion vernichten, dagegen alle Laster, Heuchelei, Verstellung, Verdacht, Verrath, Ehrabschneidung, Luxus und Ausschweifung erzeugen und ernähren, daß sie dem Staate und Müssiggang ihr Dasein verdanken und deshalb schon in ihrem Ursprung verwerflich seien, daß sie endlich die Hauptursache am Untergange der mächtigsten und blühendsten Staaten tragen. Wenn seine Beweisführung ihre volle Richtigkeit hat, dann glücklich alle Diejenigen, denen nie die viel gepriesene Wohlthat der Bildung und Civilisation zu Theil wurde. Allein bevor wir über Kunst und Wissenschaft den Stab so unbedingt brechen, müssen wir bedenken, von welchem Standpunkte aus Rousseau sie beurtheilte. Rousseau war bekanntlich ein Mann ohne Glauben und Religion, der höchstens den Schein der Religion zu seinen selbstsüchtigen Zwecken benützte, und deshalb auch nach den Umständen sein Religionsbegriff änderte, wie man ein Kleid wechselt. (Als Protestant geboren, ward er Katholik und kehrte später wieder zum Protestantismus zurück.) Das getreue Ebenbild dieses Mannes waren die Künste und Wissenschaften, welche damals in Frankreich blühten. Die Männer der Wissenschaft und Kunst hatten sich von Gott und Religion losgesagt, hatten die Quelle des lebendigen Wassers verlassen und durchlöchernte Cisternen gegraben, welche kein Wasser halten. Die Sonne der Wahrheit verachtend, glaubten sie mit dem schwachen Lichtlein ihrer Vernunft alle Geheimnisse ergründen zu können. Sie wurden eitel in ihren Gedanken, und ihr unverständiges Herz ward verfinstert; sie gaben sich für Weise aus und waren Thoren. Eine andere als diese glaubenslose Wissenschaft und Kunst kannte Rousseau nicht, oder besser gesagt, er verachtete sie. Er hat deshalb nur dieser Richtung das Urtheil gesprochen, und

war ein vernichtendes, aber wahres Urtheil. Kunst und Wissenschaft ohne Religion sind wirklich, wie er behauptet, Müßiggang und eitler Zeitverlust, und ihre Pfleger verdienen den Spott des großen Lammenais ¹⁾: „Ihr ganzes Leben bringen sie damit zu, Worte zu vergleichen, die Verhältnisse der Zahl, die Eigenschaften der Materie zu untersuchen; mehr bedarf es in der That nicht, diese großen Geister zu befriedigen. Was redest du mit diesem Gelehrten, dessen Namen die Erde erfüllt, von Gott? Siehst du denn nicht, wie er eben damit beschäftigt ist, eine Säure zu untersuchen, die sich bis jetzt der chemischen Analyse entzogen hatte? Warte ab, bis er erst fertig ist mit seiner Entdeckung; vielleicht darfst du dann einige Worte zu ihm sprechen von Dem, der das Alles geschaffen hat. Ein Anderer schreibt an einem Gedichte, Schauspiele, Romane, was seinen Ruf begründen soll. Störe, unterbrich ihn nicht, denn er hat Eile, der Tod naht, und welch' ein entsetzlicher Verlust für die Menschheit wäre es nicht, wenn er ihn überraschen würde, ehe er noch die letzte Feile angelegt hat. Es ist wahr, er kennt weder seine eigene Natur, noch weiß er, welche Stellung er einnimmt, und was für eine Aufgabe ihm gegeben ist im Universum; er kennt nicht sein künftiges Schicksal, noch weiß er, was er zu hoffen oder zu fürchten hat, ob es einen Gott, eine wahre Religion, einen Himmel und eine Hölle gibt; aber er thut, als wären das Alles eitle Träume.“ Was leisten denn glaubenslose Kunst und Wissenschaft für das Wohl des Einzelnen und der gesammten Menschheit? Sie können den Menschen die Gesetze der Sittlichkeit lehren und die Tugend verherrlichen, aber sie entbehren der anregenden und stärkenden Kraft, welche wir bedürfen, um den großen Kampf des Lebens, den Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft zu kämpfen. Schiller hat die Ohnmacht der Kunst und Wissenschaft in diesem Kampfe an sich selbst erfahren und offen bekannt:

„Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.

Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So ford're, Tugend, dieses Opfer nicht.

Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen,
Hier ist dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren,
Nimm ihn zurück und laß mich sündigen.“

Verlangen wir noch deutlichere Beweise, so werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die Philosophen des Alterthums. Welchen sittlichen Einfluß hat ihre Philosophie auf ihr Leben geübt? „Wie viele Philosophen gibt es“, sagt Cicero ²⁾, „deren Sitten und Lebensweise so beschaffen sind, wie die Vernunft es fordert? Die einen erscheinen so leichtfertig und prahlerisch, daß es besser wäre, sie hätten gar nichts gelernt; die Andern sind geldgierig, Einzelne ehrgeizig, Viele Knechte der Wollust, so daß ihr Thun im auffallenden Gegensatz steht mit ihren Reden, was mir wenigstens das Allerschmählichste zu sein scheint.“ Ebenso entwirft uns Lucian ein schauerliches Bild von der Heuchelei, Eitelkeit, Geldgier und Sittenlosigkeit der Philosophen. Aristides schildert sie mit den Worten ³⁾: „Ihr Geiz ist unerfättlich; Andern das Ihrige zu nehmen, nennen sie Gütergemeinschaft, ihr Neid heißt Philosophie, ihre Bettelhaftigkeit Verachtung des Goldes. Hochmüthig vor allen Uebrigen, kriechen sie vor den Reichen. Ihre Stärke liegt im unverschämten Begehren und im Schmähren und Verläumben.“ Villemain fragt darum mit Recht ⁴⁾: „Was hat die Philosophie gethan für das Glück und die Hebung der Menschheit? welche heilsame Tugend hat sie geübt mitten unter so vielen Lasten und Verbrechen? Eines ihrer beredtesten Organe, Seneca, war Kaiser Nero's Minister; wiewohl er das Opfer des Tyrannen geworden ist, dessen Apologie er übernommen hatte, so können wir trotz seiner glänzenden Begabung doch nichts anderes in ihm erblicken, als einen verkehrten Geist und eine schwache, feige Seele; und gerade dies gehört zusammen, um das Schändlichste ohne Gewissensbisse ausüben zu können. Man lese Tacitus, um sich zu überzeugen, daß Seneca es war, welcher den Mord der Agrippina anrieth oder ihn wenigstens rechtfertigte. Wir leugnen nicht, daß seine Werke in hohem Grade jenen Schwung haben, der mehr Sache der Phantasie, als Ausdruck der Gesinnung ist, und der häufig täuscht, indem er, statt auf wahre Seelengröße hinzuweisen, doch eben nur aus der augenblicklich erhitzten Einbildungskraft stammt . . . Seneca verkündet eine strenge, übermäßig strenge Moral; aber es fehlt dabei ganz der Ernst und

¹⁾ Essai sur l'indifférence en matière de Religion I. ch. VIII.

²⁾ Qu. Tusc. II. 4.

³⁾ Opp. ed. Jebb. II. 307. 314.

⁴⁾ L'Éloquence chrétienne au IV^e. siècle. Paris 1855. p. 31.

die Wahrheit; seine Darstellung besticht, aber sie erwärmt nicht. Die Tugend ist ihm nur ein Thema für seine Redenübungen; er will blenden, nicht begründen; seine Moral, so streng sie ist, flößt keine Liebe zur Tugend ein, weil sie nicht aus der Ueberzeugung stammt. Er glaubte nicht an die Fabeln des Polytheismus, und doch wirkte er mit zur Apotheose des Claudius. Er verfaßte die Rede, welche Nero vortrug bei der Versetzung des Claudius unter die Götter, und während das römische Volk sich halb todt lachte, als es von der übernatürlichen Weisheit des einfältigen Gemahls der Messalina reden hörte, verfaßte derselbe Seneca eine Parodie auf seine eigene Rede, indem er in einer beißenden Satyre die Verwandlung des Kaisers in einen Kürbis schilderte. Dies charakterisirt hinlänglich den Servilismus, dem sein Talent verfallen war.“

Die Philosophie hat also von sich aus durchaus keine veredelnde und sittigende Kraft. Die sittliche Kraft ruht einzig und allein im Glauben an ein höheres Wesen, in der Hoffnung auf einen Siegestranz, welchen nicht die Welt gibt, sondern Einer aufbewahrt, welcher hoch über Welt und Menschen thront. Selbst Rousseau muß bekennen ¹⁾ „Einige möchten die Tugend auf bloße Vernunft gründen, aber ich gestehe, daß ich kein solides Fundament außer der Religion für die Sittlichkeit finde. Die Tugend, sagt man, ist die Liebe zur Ordnung. Gut; aber bin ich verpflichtet, mein Glück um dieser Ordnung willen daran zu geben? Ich gebe zu, daß da, wo Intelligenz ist, auch Ordnung sein wird; aber mit dem Unterschiede, daß der Gerechte sich dem Ganzen, der Ungerechte das Ganze sich unterordnet und sich als alleinigen Mittelpunkt betrachtet. Existirt Gott nicht, dann raisonnirt der Ungerechte ganz richtig, wenn er sich als den Mittelpunkt betrachtet.“ Die Rechtsgelehrten mögen die weisesten Gesetze erlassen, was fruchten sie ohne Religion? — „Ueberall, wo ein geordnetes Staatsleben besteht“, spricht Voltaire ²⁾, „ist die Religion nothwendig. Die Gesetze wachen über die öffentliche Sitte, die Religion über das Privatleben.“ Das Zeugniß dieses Mannes ist um so gewichtiger, da er die Religion mit dem grimmigsten Haß verfolgte. Im gleichen Sinne äußern sich die größten Staatsmänner aller Zeiten. Der ideale Staat Pláto's ist kein wissenschaftliches Gebäude, sondern ruht ganz auf religiöser Grundlage. Von Gott geht alle Gerechtigkeit aus. Cicero ³⁾ weiß nicht „ob Treue und Glauben, und die menschliche Gesellschaft, und die Idee der Gerechtigkeit überhaupt noch bestehen und realisirt werden wird, wenn die Frömmigkeit gegen Gott weggefallen ist.“ Wenn aber nur die Religion das Fundament der Staaten, die sichere Stütze der öffentlichen Wohlfahrt, die zuverlässige Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft sein kann, dürfen wir dann nicht mit Recht behaupten, daß Wissenschaft ohne Religion Müßiggang und Zeitverlust sei, da sie nichts zum wahren Besten der Menschheit beiträgt? —

Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Mit gleichem Rechte wie Rousseau von den „obsuren Schriftstellern“ und „müßigen Literaten“ seiner Zeit können wir von den Vertretern der religionslosen Wissenschaft unserer Tage sagen: „Wollte Gott, sie wären es (müßig) in Wahrheit! Die Sitten wären gesünder und die Gesellschaft friedlicher. Aber diese eitlen und armseligen Deklamatoren gehen nach allen Richtungen, bewehrt mit ihren unheilvollen Scheinlehren, die Fundamente des Glaubens untergrabend und die Tugend vernichtend. Sie lächeln spöttisch bei den alten Worten von Vaterland und Religion, und widmen ihre Talente und ihre Philosophie der Zerstörung und Vernichtung alles dessen, was unter den Menschen heilig ist.“ Die religionslose Wissenschaft, aus der giftigen Wurzel des Stolzes entsprungen, muß nothwendig fortwuchernd stets Böses zeugen, bis sie zuletzt in der tiefsten Nacht des Irrthums und der Thorheit sich verliert, im Pfuhe der schändlichsten Laster zu Grunde geht und als fluchbeladenes Andenken unsäglichen Jammer und namenloses Elend der entfittlichten Völker zurückläßt.

Die Worte Rousseau's passen vollkommen auf die von Gott und Religion losgerissene Wissenschaft: „Wo keine Wirkung, da ist keine Ursache zu suchen; aber hier ist die Wirkung gewiß, die Verschlimmerung eine Wirklichkeit, und unsere Seelen wurden in dem Maasse verdorben, je mehr unsere Wissenschaften und Künste sich vervollkommneten. Wird man sagen, das sei ein partikuläres Unglück unserer Zeit? Nein, meine Herrn, die Uebel, die durch unsere eitle Neugierde (besser hätte er gesagt: durch unsern Stolz) verursacht wurden, sind so alt, als die Welt. Die tägliche Ebbe und Fluth der Gewässer des Oceans ist nicht regelmäßiger dem Lauf des Gestirns, das uns während der Nacht leuchtet, unter-

¹⁾ Emil. III.

²⁾ Traité de la Tolérance, ch. 20.

³⁾ De natura Deor. I. 2.

worfen, als das Loos der Sitten und der Rechtschaffenheit dem Fortschritt der Wissenschaften und Künste. In dem Maße sah man die Tugend entfliehen, als ihr Licht sich über unsern Horizont ergoß, und das nämliche Phänomen wurde zu allen Zeiten und an allen Orten beobachtet.“ Die Beweise für diese Behauptungen brauchen wir nicht in Aegypten, Griechenland und Rom zu suchen; blicken wir nur auf unsere nächste Umgebung und Vergangenheit.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts streuten in Frankreich Baron von Holbach, D'Alembert, Diderot, Helvetius, Condorcet, Laharpe u. A. den Samen des Unglaubens und der Irreligiösität aus. „Vertilgt die Infame“ (die Kirche), war ihr Lösungswort. Wie schnell ist dieser giftige Same zur tödtlichen Frucht herangereift? Das philosophische Licht der Gelehrten wurde in der Hand des Volkes bald zur verzehrenden Fackel, und die vom Zwang des Gewissens entbundene Seele handelte frei nach thierischem Instinkt oder höchst egoistischer Berechnung (Boost). Der Königsthron stürzte zusammen, und über die Leiche des gemordeten Königs hinweg schritt die französische Nation zu den unerhörtesten Frevel- und Greuelthaten. Alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung, selbst die geheiligten Bande des Familienlebens wurden zerrissen. Ströme unschuldigen Blutes flossen, und das sich selbst befreiende Volk freute und gefiel sich, wie Boost sagt, nur in Morden und Zerstören. Die Verworfenheit erreichte einen solchen Grad, daß selbst das abscheulichste Laster als Tugend vergöttert wurde. Nur mit Ekel und Abscheu kann man die Geschichte dieser grauenvollen Periode lesen, wo jedes Blatt der Menschheit ein ewiges Brandmal aufdrückt.

Mögen die Feinde der Religion sich immer abmühen, ihre Hände von diesen Freveln rein zu waschen, es wird ihnen nie gelingen. Sie sind die nothwendige Folge ihrer Lehren. Je mehr der Glaube an ein höheres Wesen systematisch untergraben wird und die Hoffnung auf höhere Güter schwindet, desto mächtiger wird sich die Begierde nach Befriedigung unserer Wünsche und Leidenschaften regen und in wilde Zügellosigkeit ausarten. In meinem Herzen wohnt der Drang nach Glück. Finde ich dasselbe nur auf dieser Erde, dann werde ich ihm mit vollen Segeln entgegensteuern und alles was mir feindselig in den Weg tritt, schonungslos darniederwerfen. Ich bin mir selbst Ziel und Endzweck, meine Wünsche sind mein Gesetz und mein ganzes Leben und alle meine Kräfte nur das Mittel diese zu befriedigen. Das sind die consequenten Sittenlehren der glaubenslosen Wissenschaft, welche wir in der französischen Revolution in so furchtbarer Weise praktisch ausgeführt sehen. Am Ende war man gezwungen, seine Zuflucht wieder zur Religion zu nehmen, um die sociale Ordnung herzustellen. Alle Weisheit der Philosophen und alle Klugheit der Staatsmänner reichte nicht hin.

Haben unsere deutschen Philosophen vielleicht ein besseres Schicksal? — Was ist geworden aus jenen stolzen wissenschaftlichen Gebäuden, deren Baumeister das wahre Fundament, Gott, verachtend voll Selbstvertrauen sich an dessen Stelle setzten? Losgerissen von ihrem wahren Mittelpunkt haben sie sich in endloses Nichts verloren. „Wie zur Strafe, daß die Vernunft sich losgerissen vom Glauben, in welchem für sie die höchste und mächtigste Garantie gegeben ist, und von ihrer eigenen Schönheit bezaubert, dem höchsten der Engel Gottes gleich, Gott den Gehorsam auftrug, mußte sich in der jüngsten Vergangenheit der Materialismus erheben, der jede übersinnliche Wahrheit, alles Leben und Streben der Vernunft und ihr Wesen selbst für Täuschungen einer krankhaften Phantasie erklärt und die wissenstrunkene Göttin dem Thiere gleichsetzt“¹⁾.

Wohin dieser Materialismus den Menschen führt, liegt klar vor Augen. Nach der Lehre der Materialisten hat der Mensch, wie Dr. Segesser²⁾ sehr richtig bemerkt, die ursprüngliche Gottähnlichkeit nicht verloren, er besaß eine solche in keiner Vergangenheit, sondern ist gegenheils aus thierischer Gestalt durch die Wirkung der Naturkräfte zu seiner gegenwärtigen vollkommnern Form emporgestiegen. Die Bestimmung des Menschen endigt mit der Zerstörung seines Leibes, es gibt kein Jenseits, weder Belohnung noch Strafe, das Versinken in das Nichts ist die höchste Seligkeit. Das irdische Dasein in der Erfüllung des Gattungsbegriffes ist der einzige Zweck; das oberste Gesetz ist daher nicht die Liebe, sondern der Kampf um das Dasein, das ethische Prinzip der modernen Weltanschauung ist im Gegensatz zur christlichen Selbstverleugnung der unbedingteste Egoismus; auf diesem beruht auch daher das ganze Sittengesetz. Dieses Sittengesetz mit allen seinen Consequenzen ist uns bekannt, es heißt Sozialismus. Ist der Mensch nur ein Thier, so soll und muß er nothwendig auch leben wie ein Thier, nur mit dem einzigen Vorzug, daß ihm, als dem am meisten Fortgeschrittenen und Entwickeltesten seiner Race, auch die meisten und besten Hilfsmittel zur Befriedigung seiner Begierden zu Gebote stehen.

¹⁾ Gettinger Apol. d. Christth. I. 1. 92.

²⁾ Kulturkampf S. 56.

Freilich ist die Zeit noch nicht da, wo man diese Schlussfolgerungen ganz offen und nackt auszusprechen und wirklich durchzuführen wagt. Daß wir indessen mit Riesenschritten ihr entgegen eilen, beweist folgende Stelle aus einer unlängst in Belgien (Librairie du Progrès. Louis Linée) erschienenen Broschüre: „Mögen alle Freidenker, Protestanten, Anglikaner, Häretiker und Ungläubigen aller Länder sich warnen lassen; möchten sie sich doch das Loos vergegenwärtigen, das ihnen bestimmt ist, wenn der — Papst triumphiren sollte. Mögen sie sich gegenüber der gemeinsamen Gefahr in Legionen organisiren und das Ungeheuer angreifen. Dem Schwerte muß man das Schwert gegenüberstellen. Brand gegen Brand. Die Festungen des Aberglaubens, des Fanatismus heißen: Klöster, Congregationen, große und kleine Seminarien, Pfarrhäuser, Kapellen, Heiligthümer, Kirchen, Kathedralen. Alle diese Höhlen der Theokratie, alle diese katholischen Götterhäuser müssen verschwinden. Die Christen haben keinen Tempel des heidnischen Alterthums stehen lassen; wir dürfen es ebenfalls nicht dulden, wir, die Feinde des Katholizismus. Keine einzige katholische Basilika soll sich ferner mehr auf der Erde erheben, um unsere philosophischen Glaubenslehren zu bedrohen. Ueben wir das Vergeltungsrecht an den Monumenten, nicht an den Individuen (Welche Großmuth! —). Verbrennen wir die Zeichen des römischen Götzendienstes: Weichstühle, Kreuze und Fahnen, Statuen und Bilder, Meßbücher und Stapuliere, Amulette und Reliquienschränke. Zerstören wir bis auf den Grund Klöster und dergleichen Niederlassungen, Seminare, Pfarrhäuser, Kapellen, Heiligthümer, Kirchen und Kathedralen. Was ihre Vertheidiger betrifft, begnügen wir uns, sie zu zerstreuen und unschädlich zu machen (Heuchelei!). Später werden sie von ihren Verirrungen zurückkehren und regenerirt reuig wieder in den Schooß der großen Menschenfamilie eintreten. Dann wird für das Volk das Reich Gottes auf Erden (Gotteslästerung!) beginnen, die Ära der Freiheit, der Gleichheit und Brüderlichkeit (Bahnsinn!). Aber das Werk der Gerechtigkeit darf in seiner Ausführung zur Zeit der Revolution keinen Aufschub erleiden. An dem Tage, wo das Volk siegen wird, muß es unverzüglich zum Niederbrennen jener Höhlen des Fanatismus schreiten, in den Städten und auf dem Lande, an allen Punkten zugleich . . . Die Art und Weise, o Volk, wie du bei Zerstörung der Festungen des Aberglaubens zu Werke gehen mußt, ist folgende: Im Innern der Gebäude häufest du eine gehörige Schicht von Stroh, Gebälk und Holztrümmern auf; in dieses Material stellst du, in geeigneter Weise, in Zwischenräumen von je 5—6 Metern, Tonnen mit Petroleum, Del, Theer, Alkohol oder andern Essenzen, kurz Alles, was du zur Nahrung des Feuers herbeischaffen kannst. Ein Funke reicht hin, den Brand in Gang zu setzen. Die intensive Hitze, welche durch Anhäufung der höchst brennbaren Stoffe erzeugt wird, wird die Steine in Stücke sprengen, den Marmor in Kalkmehl verwandeln; das Eisen und Gußwerk wird in glühenden Lavabächen auseinanderströmen; die Gebäude werden unter ihrem eigenen Gewicht in den Abgrund sinken.“

Herrliche Morgenröthe, die du uns den glanzvollen Tag des Reiches Gottes auf Erden, die Ära der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verkündest! Wie werden die Völker sich beglückt fühlen, wenn einmal der Bauch, der Mammon und die Sinnlichkeit ihre einzigen Götter sind; wenn ihnen die goldene Freiheit der maßlosten und unumschränkten Befriedigung ihrer Lüste und Begierden erblüht; wenn die Gleichheit thierischer Genügsamkeit und Vernunft sie zum Wettkampfe in allen Lasten anspornt; wenn die Brüderlichkeit des Faustrechtes, der Kampfes Aller gegen Einen und Eines gegen Alle beginnt! Der bloße Gedanke an dieses goldene Zeitalter treibt jeden die Schamröthe in's Gesicht, dessen Ehrgefühl noch nicht vollends erstickt ist, und der noch einen Funken Achtung vor der Menschenwürde besitzt. Und diese Schreckensperiode rückt unaufhaltsam und rasch heran, wenn man fortfährt, Religion und Glauben aus der Schule zu verbannen und die Jugend zu einem einseitigen Studium der Naturwissenschaften anzuhalten; denn „sicher können die Naturwissenschaften niemals die wahre und höchste Bildung des Menschengeschlechtes begründen, niemals die Anforderungen des Geistes und Gemüths in vollem Maaße befriedigen; wo man sie zur alleinigen oder nur hauptsächlich Grundlage der Jugend- und Volkserziehung macht, wird man ein kaltes hohles und geistloses Geschlecht heranbilden, in welchem die höchsten Güter der Menschheit verkümmern. Ein roher Materialismus, ein angebetetes goldenes Kalb ist die unausbleibliche Folge dieses Naturkultus. Schon liegen die Anfänge eines solchen Fetischdienstes vor uns in doppelter Richtung, in der Wissenschaft und im Leben, in der Vergötterung der Materie und der Sucht nach Reichtum und mühelosem Besitz“).

Steht der materialistischen Wissenschaft noch die entchristlichte Kunst als Bundesgenossin zur Seite, so geht da

¹⁾ Rudolph Wagner. Kampf um die Seele vom Standpunkt der Wissenschaft.

weniger schädlich? Im Gegentheil — es ist nur um so gefährlicher, weil man gegen ein unbeachtetes oder verkanntes Uebel keine Gegenmittel anwendet. Weichlichkeit, Genußsucht, Luxus und Entnervung sind die unausbleiblichen Folgen. Daß aber diese Laster den Untergang der mächtigsten Staaten, das Verderben der glücklichsten Völker unaufhaltsam herbeiführen, beweist die Geschichte zur Genüge. Ich brauche bloß an die zwei mächtigsten und gebildetsten Völker des Alterthums, die Griechen und Römer zu erinnern. Wie schnell sank ihre Macht und stürzte ihre Herrschaft in Trümmer, als Weichheit und Ueppigkeit sich ihrer bemächtigten! — Wenn indessen Rousseau ihre Entartung ganz unbedingt den Wissenschaften und Künsten zuschreiben will, so wird kein Vernünftiger dieses Urtheil unterschreiben. Nicht die Wissenschaften und Künste selbst, sondern nur ihre Entartung und ihr Mißbrauch haben diese kräftigen Völker entnervt und zu Grunde gerichtet. Wäre z. B. für Griechenland noch eine Rettung möglich gewesen, würde gerade die Wissenschaft durch die Donner eines Demosthenes und die erhabenen Lehren eines Sokrates sie herbeigeführt haben. Weil jedoch das Maaß des Volkes vom ägenden Gifte der sophistischen Lehren bereits angefressen und aller Sinn für Höheres durch leichtfertige Comödianten und gewissenlose Schwärmer verbannt war, verhallten die Worte der Wahrheit spurlos oder konnten höchstens noch in einigen edleren Herzen Anklang finden. Sokrates trank für seine edlen Bemühungen den Gistbecher und das bethörte Volk rannte blindlings dem Verderben entgegen.

„Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen“, sagt Horaz. Das Wort hat vielseitig seine Richtigkeit, doch nicht in unserer Frage. Von Sokrates bis auf unsere Tage ist sich die Welt in Beziehung auf die Wissenschaft gleichgeblieben. Man kann die Thatsache nicht leugnen, daß der Menscheng Geist nur durch die gläubige und religiöse Wissenschaft befriedigt werde, daß nur diese die Völker groß und glücklich mache, daß die wahre Wissenschaft nothwendig zu Gott hinführe, weil sich außer ihm kein vernünftiger Schlußstein finden läßt, und doch verhöhnt man diese Wissenschaft und verfolgt sie, während man die glaubenslose, diese Feindin der menschlichen Gesellschaft, nach Kräften schützt und fördert. Jeder denkende Geist muß mit Hettinger¹⁾ bekennen: „Die Vernunft führt zur Wahrheit und die Wahrheit zu Gott; denn er ist die Wahrheit selbst, Quelle und Prinzip aller Wahrheit. Der Atheismus darum ist nur möglich für die Gedankenlosigkeit und Frivolität. Ist aber Gott erkannt, dann ist erkannt das Prinzip für das gesamte sittliche und sociale Leben, die sittliche Ordnung hat ihren Ausgangs- und Schlußpunkt gefunden, in dem sie unverrückbar ruht. Der Mensch erkennt Gott und bekennt Gott, sein Geist und sein Herz, Vernunft und Wille sind nun bestimmt und geregelt durch ein göttliches Princip; — das ist das Wesen, der Inhalt aller Religion. So wird die Religion das letzte Wort der Wissenschaft; ohne sie bleibt alle menschliche Erkenntniß nur auf halbem Wege stehen, ohne sie ist der Mensch nicht, nach dem bezeichnenden Worte der heiligen Schrift, der wahre, eigentliche, volle, ganze Mensch. Und alle Wege, die der denkende Geist geht von jedem Punkte aus in dem weiten Umkreis der menschlichen Wissenschaften, führen ihn hin zu ihrem gemeinsamen Mittelpunkt, zu Gott. Denn „Gott“, spricht Platon²⁾ „ist der Anfang, die Mitte und das Ende“. Alles — der Himmel und die Erde, der Tag und die Nacht, das Gestirn und das Atom, der Ocean und der Thautropfen am Grase — Alles verkündet Gott. Die Wissenschaft von Gott ist der Schlußstein, der den großen Bau der menschlichen Erkenntniß krönt.“ Die Verdienste der Religion um die Kunst, der sittliche Einfluß der religiösen Kunst läßt sich nicht bestreiten, der zerstörende Charakter der von Gott und Religion entfremdeten nicht verkennen. Gleichwohl kennen so Viele kein wichtigeres Geschäft, als die Völker Gott und der Religion zu entfremden. Sonderbarer Widerspruch! — Wer löst dieses große Räthsel? — Göthe³⁾ hat es gelöst in den Worten: „Eigentlich kommt Alles auf die Gefinnungen an. Wo sie sind, sind auch die Gedanken.“

„Wie Einer ist, so ist sein Gott,

Darum ward Gott so oft zum Spott“. Göthe. (Zahme Xenien, IV).

¹⁾ Apol. d. Christh. I. 1. S. 72.

²⁾ De Legg. IV. p. 715.

³⁾ Sprüche in Prosa Bb. III. S. 238.

